



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Knies, Richard: Franz Weilers Martyrium : die Tragödie eines Kindes. IV.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Da es sich auch gar nicht um Geheimnisse (das Wort „geheim“ kommt im Text des Gesetzes überhaupt nicht vor) zu handeln braucht, so ist es wohl denkbar, daß allein die Mitteilung von einer in der englischen Öffentlichkeit längst bekannten Tatsache, z. B. daß die schweren Kanonen nicht den Erwartungen entsprochen haben, deren weiteres Bekanntwerden oder Besprechen aber der englischen Regierung unangenehm ist und nachteilig erscheint, den Grund für eine Verhaftung abgeben kann. Der Umstand, daß in England im allgemeinen die Richter die Gesetze mit Vernunft anwenden, und daß die Verfolgung der Spionage nur mit Genehmigung des Generalstaatsanwalts zulässig ist, bietet eine gewisse Garantie, daß dies Gesetz, das der Staatsgewalt die weitestgehenden Machtmittel zur Verfügung stellt, nicht so leicht mißbraucht werden wird. Immerhin hat die Spionenriechei in England schon wunderliche Blüten gefördert; die Aufregung und Bitterkeit, mit der die englische Presse fast ohne Ausnahme den Fall Stewart besprochen hat, haben das allgemeine Mißtrauen gegen uns vermehrt. Es ist deshalb durchaus angezeigt, das nach England reisende deutsche Publikum auf Überraschungen und Belästigungen, die aus dem Verdacht der Spionage ihm zustoßen können, aufmerksam zu machen.

Bei uns zu Hause wollen wir kalt Blut bewahren und mit Bedacht und Umsicht die Maschen des englischen Netzes aufzutrennen; wir wissen ja jetzt, wo sie zu finden sind: am „verbotenen Ort“.



Franz Weilers Martyrium

Die Tragödie eines Kindes

Von Richard Knies

IV.

Die Mutter ist noch in der Küche. Das Tuch hat sie nicht mehr um den Kopf, es hängt zum Trocknen an der blankgelben Messingstange, die zum Schutze um den aufgemauerten Herd läuft. Sie wickelt des Vaters Schulstiefel und blickt von ihrer Arbeit nicht auf, als sie Franz anfährt:

„Willst du mache, daß du in dei Rescht kommst!“

Franz zieht die Schuhe aus und geht über den Hausgang ins Schlafzimmer der Kinder.

Auf seinen Gute Nacht-Gruß erhält er keine Antwort, vom Vater nicht, von der Mutter nicht.

Im Schlafzimmer ist es dunkel. Franz steckt tastend die Hände aus, um nicht anzustoßen. Es ist ein schmales Zimmer. Zwei Betten stehen an der

einen Wand längs hintereinander, an der gegenüberliegenden, in die die Tür zum Ausgang gebrochen ist, ein Kleiderschrank und ein Büchergestell. Auf der Schmalseite nach dem Hofe zu das einzige Fenster, an der rückwärtigen eine Kommode. Vor jedem Bett ein Stuhl, die Buben legen ihre Kleider darauf. Die zwei älteren Brüder schlafen beisammen und die zwei jüngeren. Franz und Jakob haben das Bett am Fenster.

Franz ruft beim Ausziehen halblaut den Bruder an:

„Jakob! . . . Jakob!“

Keine Antwort. Der schläft schon fest.

Franz hat als älterer den vorderen Platz. Heute hätte er aus Furcht gern den hinteren gehabt. Hinten hätte er sich sicherer gefühlt. Aber er will den Bruder nicht wecken. Der könnte lärmern, und das könnte die Mutter veranlassen hereinzukommen.

Der Bub betet zuerst zum Schutzengel.

„Heiliger Schutzengel mein,
laß mich dir empfohlen sein,
halt mein Herz von Sünden frei,
daß es Gott gefällig sei. Amen.“

Hat er heute Sünden getan? Wieder fragt er sich: war das mit der Mutter eine Sünde? Er sinnt eine Weile. Aber sein Sinnen verliert sich in Schläfrigkeit. Er schrickt auf und betet weiter. Ein Vaterunser und Avemaria. Danach das eigentliche Nachtgebet. Bei der Stelle:

„Ich leg, mein Gott, die Kleider ab
Und denk dabei, daß ich im Grab
dereinst werd liegen tot und kalt,
der Würmer Speiß' ganz ungestalt“,

schaudert er zusammen. Er stellt sich das vor, und es friert ihn. Da verjagt er das Bild. Sein Gebet beschließt er mit dem Vers:

„Die Eltern auch befehl ich dir,
behüte, lieber Gott, sie mir.
Bergilt, o Herr, weil ich nicht kann,
das Gute, was sie mir getan. Amen.“

Das Gute, was sie mir getan! Franz betet den Vers morgens und abends. Jedesmal überlegt er dabei, was seine Eltern ihm Gutes tun. Seine feine, weiche Seele sucht geistige Wohltaten und findet keine. Franz denkt: aber sie geben dir zu essen und zu trinken, und sie kleiden dich. Darauf erwidert seine zweite Stimme: aber dafür schaffst du ihnen doch auch. So türmen sich die Rätsel. Franz möchte sie zusammenstoßen. Es geht nicht. Dann sagt er sich: das vierte Gebot befiehlt, man soll auch für die Eltern beten. Der liebe Gott sagt's, und die Rätsel versinken.

Es wird für Franz eine Zeit noch tieferer Zweifel kommen, und das Gebot Gottes wird nicht mehr die Rätselberge abtragen und damit die Leidenschlüfte der Seele ausfüllen. Das wird dann eine schwere Zeit sein, wo Franzens Herz sich zu Stein verhärtet, und dann werden die Dämonen der Hölle in ein schauriges Triumphgeheul ausbrechen — oder wo es sich zu reinem Golde läutert, dann aber heißt Gott seine Heerscharen anheben zu einem Jubelhymnus, der brauset von einem Ende des Himmels bis zum andern.

Doch für Franz wird das eine graufige Zeit werden, von der er noch nichts ahnt.

Er schlüpft ins Bett. Zuweilen horcht er auf, ob Mutter und Vater denn noch immer nicht in ihr Schlafzimmer gehen. Es dauert ihm so entsetzlich lange. Er hört noch Töpfe klappern, und dann gelingt es ihm nicht mehr, wach zu bleiben. Die Anstrengungen des Tages und das Bad tun ihre Wirkung.

Franz schläft, und stille ist's im Zimmer. Nur weichgehauchte Atemzüge sind hörbar. Man könnte sie für das sachte Flügelschlagen der Schutzengel halten, die wachend über den Betten hin und her schweben. Vierzehn Englein halten Wacht . . .

Wer nicht Vater und Mutter ist und im dunklen Schlafzimmer der lieblichen Musik lauscht, die aus den Atemzügen schlafender Kindlein schmilzt, dem geht die Brust hoch in trunkener Sehnsucht nach dem Weibe, nach dem Manne, damit ein heimliches Hoffen, Warten und ein süßes Träumen sei . . .

Zwei Füße gehen die knarrende Stiege herauf. Es müßten vier sein. Aber es sind nur zwei.

Die Tür öffnet sich. Der Schein eines kleinen Lämpchens spaltet die Dunkelheit der Stube. Eine Frau kommt mit gedämpften Schritten herein. Ihre Hand blendet jetzt das Licht ab. Sie geht an das Büchergestell und stellt das Lämpchen auf das leere oberste Brett, dreht sich herum und sieht, solange man braucht, um bis auf drei zu zählen, auf die schlafenden Knaben im Bett am Fenster.

Es ist ein grausamer Zug in ihrem Gesicht. Die Falten um ihren Mund sind wie mit einem Messer schmal und tief gekerbt. Der Schein ihrer Augen ist kalt und dünn wie das Licht der Sonne an Regentagen.

Nun schlüpft sie mit dem Fuß aus dem Pantoffel, bückt sich, hebt ihn auf. Es ist ein Hausschuh aus weichem Leder. Auch die Sohlen sind ganz biegsam. Der Absatz ist aus etwas stärkerem Material.

Die Frau faßt den Schuh an der Spitze und holt aus. Kurzgezückte schnelle Schläge fallen auf den Kopf des schlafenden Knaben.

Nach einigen Hieben fährt er auf, bleibt steil und verschlafen sitzen. Dann zuckt zerrend der Kopf wie bei einer automatischen Puppe nach rechts. Die schlaftrunkenen Augen starren ins Gesicht der grausam zuschlagenden Frau. Ein Blitz geht durch das Kinderhirn und erweckt es völlig.

Die Mutter . . .!

Der Bub springt aus dem Bett, will schreien, stößt aber nur halblaut hervor:

„Ua, wua!“

Die Mutter packt ihn an der Kehle:

„Willschte still sein!“

Franz zerrt sich los, springt auf das Fensterbrett, greift nach dem Riegel.

Aber die Wütende reißt ihn wieder herunter.

Der Widerstandswille des Kindes, eines Menschen, ist gebrochen.

Sie nimmt das Licht und geht. Die Tür schließt sich und verschluckt den Lichtschein, und es ist wieder dunkel. Aber es ist keine heilige Stille mehr. Die anderen Kinder sind zwar nicht wach geworden, werfen sich aber unruhig hin und her.

Als Franz hört, daß die Mutter oben ist und hinter ihr die Tür zugeht, steht er auf und steigt wieder ins Bett. Er drückt das Deckbett fest auf sich.

Und jetzt erst fängt er leise zu weinen an.

In der Kopfhaut zuckt und klopft es von den Schlägen. Im Hirne poltert's ihm. Vorhin wollte er gerne wach bleiben, und jetzt möchte er gerne einschlafen.

Nach einiger Zeit beruhigt sich das wirre Tosen in der Seele. Aber wie der Schlaf kommen will, wächst auch wieder die Angst in ihm. Sein Körper siedet. Da springt er wieder aus dem Bett. Seine Füße stehen im Rassen, da, wo er vorhin am Boden gelegen hat. Er hebt sein Knie aufs Fensterbrett, hält sich am Riegel und zieht das andere Bein nach. Dann öffnet er das Fenster und setzt sich auf die äußere, sandsteinerne Fensterbank.

Das Kind überlegt, wo es sich verstecken solle. Auf dem Schuppen unterm Dach? Da müßte er die große schwere Leiter anstellen. Das gäbe Geräusch. Also nicht auf dem Schuppen. Im Geißenstall? Wenn die Mutter noch einmal herunterkommt und ihn im Bette nicht findet, wird sie ihn in den unteren Ställen zuerst suchen. Also auch nicht im Ziegenstall. Vielleicht im Hühnerstall? Da wird er vorsichtig zu Werke gehen müssen, damit die Hühner nicht gackern und schreien. Aber es wäre zu probieren. Die Hinkel sind zahm, sie fressen ihm aus der Hand. Sie kennen ihn. Wenn sie auf der Straße sind und ihn sehen, ziehen sie ihm nach wie die Herde dem guten Hirten.

Franz springt ab, geht auf die Ställe zu und tastet sich an den Holztrichter des Schweinetrogs, klettert auf die schweren Eichenbohlen, hält sich an der rechtwinklig angrenzenden Schuppenwand fest und stellt sich gerade auf. Sein Herz klopft so laut, daß er den Mund aufmachen muß. Er lauscht. Die Hühner sind noch nicht unruhig geworden. Leise schiebt er den Riegel zurück und öffnet ruckweise die Tür. Unter seinen nackten Fußsohlen spürt er einen Sack liegen. Er bückt sich, nimmt ihn, legt ihn auf die Türschwelle und schwingt sich selbst hinauf. Die Hühner wuscheln und trippeln und drängeln auf den Stangen, aber sie lärmen nicht.

Franz zieht die Tür hinter sich zu. Er kann sie von innen nicht verriegeln. Auf den Knien rutscht er nach den Nestkörben, denen er ein Bündel Stroh

entnimmt, um die besudelten Hände daran abzuwischen. Dann verzettelt er das Stroh sämtlicher Körbe längs der Wand zu einem Lager für sich, rollt den Sack zusammen, legt ihn als Kopfkissen in eine Ecke und streckt sich aus.

Es ist stille. Hin und wieder piept, gährt, pfeift ein Huhn leise im Schlaf. Von unten dringt zuweilen das Schnaufen und behagliche Brunzen eines Schweines oder das Ruckeln der Kaninchen im Stroh.

Von den unten liegenden Ställen herauf durch die Ritzen des gebordeten Stallbodens aber steigen auch die üblen Dünste, besonders der Schweine. Und im Hühnerstalle selbst die stickige Luft!

Franz kann nicht zum Schlafen kommen. Er hört das Nachtwächterhorn tuten.

Zwölf . . .

Eins . . .

Da hält er es nicht länger aus in dem Dunst und legt sich vor die Tür, wo frische Luft hereinzieht. Er saugt sie gierig ein. Das ermüdet.

Der Nachtwächter tutet zwei und singt dazu mit leiernder Stimme:

„Hört, ihr Herrn, und laßt euch sagen,
Die Glocke hat zwei Uhr geschlagen.
Lobet Gott und Maria!“

Um zwei Uhr tutet der Nachtwächter zum letzten Male, um drei läutet er Tag, geht heim und legt sich aufs Ohr.

Franz hört das Taggeläute nicht mehr. Er ist eingeschlafen, aber unruhige Träume quälen ihn. Plötzlich schrickt er auf, fährt mit den Armen aus, stößt dabei die Tür auf, der Kopf hängt sich über die Schwelle, der Oberkörper rutscht nach. Noch ein Armesuchteln — der Körper bekommt das Übergewicht und stürzt kopfvor auf die Betondecke des Fußbodens. Eine Weile scheinen der Körper und die gereckten Beine steil stehen zu bleiben. Das Hemdchen rutscht auf die Brust herunter. Aber dann überschlägt er sich und bleibt regungslos liegen.

Als die Hühner von den ersten Sonnenstrahlen geweckt werden, finden sie die Tür offen und fliegen hinaus. Gackernd und pickend laufen sie im Hofe. Die Hähne schlagen mit den Flügeln, recken die Hälse, schieben die Nackhaut über die schwarzen Augen mit den gelben Ringen und krähen.

Um sechs Uhr kommt die Hausfrau. Sie ist verwundert, die Tiere schon im Hofe zu sehen. Ganz genau weiß sie, daß sie gestern Abend das Türchen geschlossen hat.

Sie geht in den hinteren Hof und sieht das halbnackte Kind ausgestreckt liegen. Ein Huhn hüpfst darüber hinweg. Der Frau schwindelt, und dann zerschneidet ein schriller, gellender Schrei den Morgenfrieden:

„Jesses Maria, mein Kind!“

Sie bückt sich, faßt die gelbe Hand und läßt sie schauernd wieder fahren. Wachs ist süßlicher als diese kalte, starre Hand.

Ein dünnes Greinen rinnt und wimmert:

„Was hab ich getan, was hab ich getan!“

Die Frau kniet nieder, hebt den Kopf in die Höhe und sieht dem toten Kinde ins Gesicht. Von der Nase aus gehen zwei dünne, schon vertrocknete Blutrinnen über die halbe Wange. Sonst nichts Erschreckendes.

Sie stülpt den Korb um, mit dem Franz gestern den Mist in den Garten getragen hat, und setzt sich darauf. Das dürre Weidengeflecht knarrt unter der Last.

Weinend hebt sie das Kind auf den Schoß.

Lange und wie irre läßt sie den Blick durch den Schleier ihrer Tränen über den Toten gehen.

So sitzt sie vor der grellfarbig gestrichenen Stalltür.

Eine Pieta? Ein mütterliches Weib, aufgelöst in Schmerz über den Martertod ihres unschuldigen Sohnes?

Oder eine Mörderin, die in zu spätem Reueschmerz ihr gefoltertes Opfer beweint?

In wenigen Minuten wird der andere und anders und schwerer Schuldige bei ihr stehen.

Die Posauern des Gerichtes werden in seine Ohren gellen und ihre schaurigen Klänge wie donnerndes Wogen durch seine kleine Seele gehen.

Der mütterliche, vor Schmerz zuckende Mund preßt sich auf die Lippen des Kindes.

„Mein lieber, lieber armer Bub!“

Franz wäre so glücklich, wenn er das hören würde!

Aber er hört nichts mehr.



Aus Hebbels Studienzeit

Ungedruckte Briefe, herausgegeben von Dr. Paul Bornstein-Dachau



von 1829, seinem sechzehnten Lebensjahr ab, veröffentlicht der Wesselsburener Schreiber Friedrich Hebbel Gedichte, Erzählungen, dramatische Skizzen, Aphorismen, Anekdoten, Jugendprodukte von zumeist höchst zweifelhaftem, künstlerischem Wert, im „Ditmarscher und Eiderstedter Boten“, einer kleinen, im Verlage von Bade und Fischer in Friedrichstadt a. d. Eider erscheinenden Wochenschrift; von 1832 an treten neben den allmählich in den Hintergrund gedrängten „Boten“ als eine freilich höchst bescheidene Erweiterung des Kreises die Hamburger Zeitschriften der Amalie Schoppe, die „Neuen Pariser Modeblätter“ und die für Kinder bestimmte, übrigens erst vor kurzem neu aufgefundene „Iduna“. Im Februar 1835 siedelt dann Hebbel, nachdem ihm die Bemühungen der Schoppe solches ermöglicht, nach Hamburg über. Hier gelingt dem inzwischen lyrisch zu voller